

# Die Neue Welt

Nr. 16

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

## So seh ich ihn.

Von Franz Ebers.\*

Ich sehe, vom Licht bezwungen,  
Meere links und Felsen rechts,  
Heute den Geist des jungen,  
Des kommenden Geschlechts.

Er kam von einsamer Küste;  
Sein Wort übertönte das Meer;  
Viele Tage gingen zur Küste,  
Doch wachend wanderte er.

Der Fels riß die Füße ihm blutig,  
Sein Haupt umbrüllte der Föhn,  
Seine Rede aber blieb muthig,  
Und er ist in Stürmen noch schön.

Er hat in den Augen den Willen,  
Der die Feinde sich bändigen kann;  
Mit seinem Lächeln, dem stillen,  
Sagt er, ich werde ein Mann.

Dem Ziele näher und näher  
Und keinen Schritt zurück;  
Er ist ein Wolkenspäher  
Voll Sturm und Sternenglück.

Nun kommt er schon auf die Berge,  
Seine Stimme ward lauter und voll,  
Und drunten das Heer der Zwerge  
Weiß nicht, was da werden soll.

Du mit dem Troß des Bauern,  
Der Königsthronen baut,  
Ich fühle dein Glück mit Schauern,  
Deine Zukunft hab' ich geschaut.

\* Aus „Hohe Lieder“, Berlin, Schuster & Loeffler, 1896.

## Jochen Duggen.

Kriminalgeschichte von Dietrich Theden.

III.

(Schluß.)

Die Schreckensstunde hatte sich schnell verbreitet: Jochen Duggen vom Schimmelhof ist todt, er ist erschossen worden, Abends oder Nachts, draußen auf dem Moore, in dem unheimlichen Winkel bei den Erlen... Der Mord bildete das Gespräch bei den Nachbarn und im Dorfe; wo Leute zusammenstanden, tuschelten sie von dem Ereigniß, und die Haare der aufmerksam lauschenden jungen halbwüchsigen Burschen sträubten sich im Entsetzen.

Er war nicht nach Hause gekommen des Abends, und das Essen war für ihn warm gestellt worden. Bis acht Uhr hatten die Leute gewartet, dann hatten sie sich zu Tisch gesetzt. Sie waren hungrig nach des Tages Arbeit. — Er habe vielleicht eine heimliche Liebchaft irgendwo, hatte einer der Knechte in halbem Scherze gemeint, und feierte etwas länger Abschied, da die bevorstehende Reise ja auch länger dauern werde, als die neuliche Fahrt nach Blankenese, und der Abschied wohl auch ein solcher sein werde für immer. Um zehn Uhr hatten sie sich dann zur Ruhe begeben, ohne Arg, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein könne.

Am anderen Morgen wurden die beiden Knechte frühzeitig geweckt. Es war noch stockdunkel. Die

Haushälterin stand in der niedrigen Kammerthür, ein flackerndes Licht in der Hand, und rief unter Zeichen sichtlich Erregung: „Himmerk, Krüskan, schnell aufstahn, de Bur is noch ni dar!“

De „Bur“ — so wurde Jochen seit seines Vaters Weggang allgemein genannt und als solcher gedacht.

Die Knechte fuhren auf und warfen sich hastig in ihre Kleider. Noch nicht da? Was sollte das heißen? Und sie standen erregt am knisternden Herdfeuer in der Küche und erwogen im Flüsterton allerlei Möglichkeiten. Sie fürchteten etwas Unbestimmtes, Schlimmes, ein schweres Unglück; er mochte im Walde verirrt, in einen Sumpf gerathen, in der Dunkelheit in einen der vielen und tiefen Feldteiche gefallen sein, oder der Schlag mochte ihn getroffen, oder ein Schwindel ihn ergriffen haben, und er lag jetzt irgendwo ohnmächtig, röchelnd, hilflos, verlassen.

Oder — — —

Der eine der Knechte versiel auf einen Gedanken. Sollte er am Ende am Abend vorher in die Stadt gefahren sein, ohne weiter Bescheid zu hinterlassen? Ja, das war wohl das Richtige. Er wollte gewiß noch für die Reise einkaufen, allerlei, was gerade bei solcher Gelegenheit üblich ist. Nützliches, Nöthiges und Unnütziges.

Die drei Berathenden kamen zu dem Schlusse, der Sicherheit halber auf dem Bahnhofs Nachfrage zu halten. Der älteste der Knechte, Heinrich, machte sich bei Tagesanbruch auf den Weg und schlug, um

möglichst rasch ans Ziel zu kommen, den Feldsteig ein, auf dem er die Bahnstation in einer knappen halben Stunde erreichen konnte.

Der Steig führte nach dem Walde zu, bog aber nicht in denselben ein, sondern lief am Saume fort, schnitt das Moor, ging dann in kurzem Bogen an einem Graben entlang über die das Moor umgebende Wiese und darauf in gerader Richtung über Ackerland nach dem Bahnhof.

Der Knecht überlegte allerlei. Er dachte an die Feldarbeit. Das würde schon gehen. Auch ohne den Bauern. Ueberhaupt, was nützte der jetzt noch! Bald kam ein neuer. Der mochte es wieder anders haben wollen. Es mochte eine rechte Plage werden, bis der sich wieder eingelebt haben würde. Neue Besen sind die besten. Oder auch nicht. Aber die schärfsten. Und Jochen ging nach Amerika. Ob ihm nicht grante? Aber der Bauer David war ja auch drüben. Der hatte es gut. Soviel Geld! Die Erbschaft und den Hof! Der konnte lachen. Da würde er auch hinübergehen. Oder doch nicht. Grad nicht. Wozu? Er würde bleiben. So ein schöner Hof. Den würde er bewirtschaften. Aber leider!

Er nickte resignirt vor sich hin.

Auf dem Moore blieb er plötzlich stehen. Eine hastige Bewegung verrieth ein tiefes Erschrecken. Ja, was war denn das? Nicht an dem Fußsteig lag ein Gegenstand, ein wohlbekannter: Jochens Mütze. Prüfend trat der Knecht auf sie zu. Es war kein Zweifel, sie gehörte ihm. Aber wo war



da der Träger? Voll hanger Ahnungen schritt der Knecht dem Erlengebisch zu. Sollte der Bauer in eine der Torfgruben gefallen sein? Er spähte aus. — Voller Entsetzen prallte er zurück. Dort lag Jochen, nicht in der Grube, sondern am Rande derselben, regungslos, offenbar steif und kalt, todt, längst schon todt.

Er trat nicht näher. Was die Füße ihn tragen wollten, rannte er zurück nach dem Hofe, überbrachte die schaurige Nachricht und warf sich auf eines der Pferde, um den Gemeindevorstand herbeizuholen. Und von dort jagte er nach der Kreisstadt, um auf dem Landratsamt und beim Physikus Anzeige zu erstatten . . .

Und jetzt hatte sich eine große Anzahl Neugieriger auf dem abgelegenen Moore angesammelt, die schon den Todten umstand und hin und wieder auf den Fußsteig blickte, ob die Vertreter der Behörde noch nicht sichtbar wären. Gegen Mittag trafen diese ein: der Landrath, ein Sekretär, der Kreisphysikus und der Gemeindevorstand, der den Herren bis an die Bahn entgegen gegangen war. Respektvoll machten die Leute Platz.

Einen Augenblick standen die Angekommenen vor dem schaurigen Funde, und auf ihren Gesichtern spiegelte sich ihre innere Erregung. Dann aber trat der Kreisphysikus, ein weißbärtiger, würdiger Mann, schweigend an den Todten heran, bückte sich und untersuchte ihn genau.

„Der Tod ist eingetreten, lange schon,“ sagte er kurz und ernst, „gestern Abend, oder früh in der Nacht. Schuß in die Brust, ins Herz, abgefeuert aus nächster Nähe. Schrotladung, Rehpfeile. Der Rand der Kleidung ist an der Schußstelle geschwärzt, fast verjengt.“

Die Gesichtszüge sind entstellt, verzerrt, ich lasse dahingestellt, ob hiernach auf einen vorausgegangenen Kampf, auf ein Ringen zu schließen ist; unwahrscheinlich ist es nicht. Die blutunterlaufenen Stellen, die vielen Schrammen an den Händen und am Gesicht scheinen es zu bestätigen.“

Er trat zurück und schien nach Spuren zu suchen. Die trodene, harte Moorerde wies jedoch keinerlei Eindrücke auf. Der Arzt stampfte mit den Absätzen seiner Stiefel fest auf; die Erdruste gab nicht im Geringsten nach. „Das ist umsonst,“ sagte er, „der Boden ist fest wie fetter, trodener Torf; da ist nichts zu untersuchen.“

Der Landrath war eine aristokratische Erscheinung, hochgewachsen, noch jung. Er besaß seinen Posten erst kurze Zeit und war mit den Gewohnheiten und der Sprache der Bewohner seines Kreises noch nicht vertraut. Aber er vertrat seine Pflichten mit Eifer. Die Leute auf dem Moore sahen ihn heute zum ersten Mal. Er schien sich während der vom Physikus vorgenommenen Untersuchung zu völliger Ruhe gefaßt zu haben und nahm jetzt das Wort, um an die Umstehenden Fragen zu richten. Er sprach langsam und schwieg nach jeder Antwort überlegend. Der Dialekt machte ihm Schwierigkeiten, und es dauerte immer eine Weile, bis er den Sinn mit einiger Sicherheit herausfand.

Zunächst wandte er sich an die Haushälterin: „Sie dient auf dem Schimmelhofe?“

„Ja.“

„Ist Sie die Haushälterin?“

„Jawoll.“

„Seit wann ist der Bauer vermisst worden?“

„Sid güstern Abend. Klock acht<sup>1</sup> hemm'n wi äten,<sup>2</sup> und Klock tein<sup>3</sup> fünd wi to Bett gahn. Do wier he noch buten.“<sup>4</sup>

„Hat Sie das nicht beunruhigt?“

„Nee, wi hemm'n dacht, he wier wo.“

„He wier wo? — Wo denn?“

„Dat weet id ni. Bi sin Leewste.“<sup>5</sup>

„Wer ist das?“

„Dat weet id ni. Wie hemm'n man so dacht.“

Der Landrath sah sie mustern an und schwieg. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Wann hat der Bauer das Haus verlassen?“

„G'wih weet id dat ni. Id denk, so um Klock veer.“

„Haben Sie ihn weggehen sehen?“

„Nee.“

„Woraus schließen Sie denn auf die angegebene Zeit?“

„Id denk man so. Naher heiw id em ni mehr hört.“

„Vorher aber?“

„Jawoll, he smeet de Dör von Fru Dweeten's Stuw tau, dat dat dörch dat ganze Hus baller.“

Der Landrath erkundigte sich, was das heiße: baller. „Knallen,“ erklärte der Gemeindevorstand.

„Wer war Dweeten?“ Der Vorstand gab Auskunft. Dann fuhr der Landrath, zu allen Umstehenden gewendet, fort:

„Sie haben gehört, daß der Bauer erschossen worden ist, haben Sie einen Verdacht, wer der Thäter sein kann?“

Alle sahen ihn fragend an, Keiner antwortete.

„Sie etwa?“ fragte er wieder die Haushälterin.

„Nee.“

„Hatte der Bauer Feinde?“

„Id glöw ni.“<sup>1</sup>

„Haben die männlichen Bediensteten sich gestern Abend nicht aus der Behausung entfernt?“

„Wat seggt he?“ fragte die Dirne.

Der Gemeindevorsteher legte sich ins Mittel: „Ob Hinnerk und Krüschan güstern Abend to Hus wesen sünd?“ erklärte er.

„Jawoll,“ entgegnete die Haushälterin bestimmt.

„Woher wissen Sie das?“ examinierte der Landrath.

„Id weet dat.“

„Ja, aber woher so genau?“

Die Dirne wurde roth und sah den jüngeren Knecht an, der sich zur Seite zu drücken suchte. Dem Landrath war das nicht entgangen.

„So, so!“ sagte er, und ein feines Lächeln huschte blitzschnell über seine Züge. Er wandte sich an seine Begleiter. „Ich glaube, hier kommen wir vor der Hand der Lösung des Räthfels nicht näher.“

„Wollen Sie“ — er meinte den Vorstand — „fremdblickt eine Wache hier lassen, wir wollen uns dann auf den Hof verfügen und dort Umschau halten. — Die Hausbewohner kommen mit,“ fügte er hinzu.

Vier Personen blieben freiwillig als Wache zurück, die übrigen folgten in einiger Entfernung den Beamten. Auch auf dem Gehöfte hatten sich Neugierige eingefunden, die jetzt den Beamten ebenfalls nachgehen wollten. Der Landrath wies sie freundlich, aber entschieden zurück.

Sie traten zunächst in das Wohnzimmer. Der forschende Blick des Beamten fiel auf einige Hirschgeweihe.

„War der Bauer Jagdliebhaber?“ fragte er.

„Er war der Pächter der Dorfjagd und jagte gern,“ entgegnete der Gemeindevorsteher, „ich habe ihn zuweilen begleitet.“

„Wo ist der Platz für sein Gewehr?“

„Achter'n Aven,“<sup>2</sup> entgegnete die Haushälterin. Eine Doppelflinte hing dort.

„Ist es das hier? Hatte er nur das eine?“

„Nee, twee. Dat is den'n Burn David sin,“ sagte das Mädchen, verwundert, wo das zweite geblieben sein könnte.

Der Landrath nickte dem Physikus bedeutsam zu.

„Halten Sie etwa einen Selbstmord für ausgeschlossen, Herr Doktor?“ fragte er.

„Das nicht. Aber dann hätten wir doch die Waffe finden müssen.“

Der Landrath überlegte. „Wo ist das Schlafzimmer des Bauern?“ Die Haushälterin führte die Herren dort hin.

Es war eine schlichte Kammer, neben der Dreschbiele gelegen, einfach weiß getüncht, doch sauber und hell. Alles war in größter Ordnung. An der einen Wand stand ein mächtiger hölzerner Koffer. Er war mit Eisenbändern vielfach beschlagen und, leicht erkenntlich, erst in neuerer Zeit, wohl für die Reise. Ein Gewehr war nicht zu entdecken.

„Sollte er es — es wäre ja möglich — eingeschlossen haben, um es über den Ocean mitzunehmen?“ bemerkte der Landrath fragend.

„Das könnte — hm, undenkbar ist es nicht,“ meinte der Gemeindevorsteher. „Der Koffer ist ja groß genug, und das Gewehr war ein gutes Stück, mit geschütztem Kolben und schön eisernen Beschlägen, — schon des Mitnehmens werth.“

„So brechen Sie den Koffer auf,“ wandte sich der Landrath an einen der an der Thür stehenden Knechte. Mit Hilfe eines Stemmeisens und einer Art war der Befehl bald ausgeführt. Sauber geordnet lag oben auf Jochens Sonntagsanzug von schwarzem Tuche. Dann folgten zwei andere Anzüge, Hemden, Strümpfe, und ganz am Boden ein vielfach unwickeltes Paket. Der Landrath ließ es durch seinen Sekretär öffnen. Es enthielt Papier-, Gold- und Silbergeld.

Der Landrath war überrascht. Wie kam denn das hierher? „Hatte Jochen Duggen so viel Vermögen?“ fragte er den Gemeindevorstand.

„Das nicht, aber es ist trotzdem erklärlich,“ entgegnete dieser. „Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Theil der Kaufsumme für den Hof. Die Uebergabe sollte ja schon am Ende der Woche stattfinden.“

„Das liegt nahe; eine andere Vermuthung hegen Sie indeß nicht?“

„Nein, keine.“

Man zählte. — Achtzehntausend Mark.

Der Landrath betrachtete gedankenvoll das Geld. Er schüttelte den Kopf. „Das ist ein anderer Fund, als ich ihn vermuthet hatte. Aber das steht jedenfalls fest: das Gewehr ist nicht hier; kann es noch wo anders sein?“ Die Haushälterin verneinte.

„Dann, meine Herren,“ fuhr der Landrath fort, „ist die Vermuthung nicht abzuweisen, daß er die Waffe mit sich genommen und Selbstmord verübt hat. Was ihn dazu veranlaßte, das zu untersuchen, ist nicht unsere erste Aufgabe. Vielleicht trifft es zu, was die Leute sagten: er hat hier sein Herz verloren und sich nicht trennen können; oder die Heimath hat an ihm ihre Macht ausgeübt und ihn nicht losgelassen — auch das wäre denkbar, auch das ist dagewesen. Aber wie dem sei: zunächst ist jedenfalls festzustellen, um welches Verbrechen es sich hier handelt. — Liegt die Leiche nicht dicht am Rande einer wassergefüllten Grube, und kann in diese hinein nicht das abgefeuerte Gewehr gefallen sein? Unter allen Umständen wollen wir dies sogleich untersuchen. Sind Haken zur Hand, mit denen das Wasser durchforcht werden kann? Gut — dann bitte ich, mir zu folgen.“

Er schritt, nachdem er das Geld dem Gemeindevorsteher in Verwahrung gegeben hatte, voran und branzen schlossen die immer zahlreicher gewordenen Dörfler sich wieder an.

Jeder der Knechte war mit einem der großen Haken, wie sie fast auf jedem Bauernhofe zu finden sind, versehen und einer von ihnen trug auch noch eine Leiter mit. Als sie auf dem Moore angekommen waren und sich nach der Grube begaben, in deren Nähe Jochen gefunden worden war, sammelte sich die ganze Menschenmenge rings herum, um dem Beginn zuzuschauen. Man vermuthete, er habe Selbstmord begangen, so ging im Fluge die Kunde, und man wollte nun in dem Wasser das Gewehr suchen, das hineingefallen sein sollte. Die Knechte senkten ihre Haken ein und begannen zu fischen. Regungslos waren Aller Augen auf ihr Vornehmen gerichtet. Einer der Knechte fühlte am Boden einen Gegenstand. Er hatte ein und suchte zu heben. Aber das konnte nicht das Gewehr sein, es war zu schwer. Es mochte eine erhöhte Stützwand im Torfboden sein. Er machte den Haken wieder frei und trachtete, sich durch Lasten mit der Stange zu vergewissern. Aber auch die Annahme einer Stützwand schien nicht zuzutreffen. Es zeigte Erhöhungen und Vertiefungen und war nicht glatt an der Seite, wie die scharf weggestochenen Torfwände.

Der Mann setzte langsam den Haken wieder ein und faßte weiter nach. Der Gegenstand wurde jetzt von dem Haken fortbewegt und von dem

<sup>1</sup> acht Uhr. <sup>2</sup> gegessen. <sup>3</sup> gehn. <sup>4</sup> draußen. <sup>5</sup> Geliebte.

<sup>1</sup> Ich glaube nicht. <sup>2</sup> Hinter dem Ofen.



Knechte mit Mißstrenkung an die Oberfläche gezogen . . .

Da — ein Schrei aus hundert Kehlen zugleich erkante, jählings ließ der Knecht den Haken fallen und stand bleich und zitternd, mit schwergehendem Athem. Die Menge wich entsetzt zurück, und auch der Arzt und der Landrath waren aufs Tiefste erschütteret.

Der Letztere faßte sich zuerst wieder. „Ein neues Geheimniß scheint zum ersten zu kommen,“ sagte er mit leicht vibrierender Stimme, „vielleicht liegt doch ein Mord vor, und der Mörder des unglücklichen Jochen Duggen ist seinem Verhängniß unmittelbar zum Opfer gefallen. Legt Hand an, Leute; es ist unsere Pflicht, die volle Wahrheit, und sei sie noch so traurig, klarzustellen. — Das war der Fuß eines Menschen, was wir gesehen haben . . . Das schaudervolle Werk zu vollenden kann uns nicht erspart bleiben.“

Zitternd vereinten die beiden Knechte ihre Anstrengungen, mit Mühe hoben sie einen schweren Körper empor — mit dem einen Haken zufällig auch Jochens Gewehr, das sich am Riemen verfangen hatte und hinter dem Todten herschleppte. Fast wäre der Letztere den Knechten noch wieder entglitten, so erschrafen sie, als sie die Kleidung und das schwarze Gesicht näher betrachteten. War das nicht . . . Ein Ausruf des Staunens entfuhr ihren Lippen, und mit weitgeöffneten Augen schauten sie auf den eben aus Land geborgenen Todten . . .

„Der Bauer David! David Duggen!“

Sie hatten es nicht allein gesagt, es war ein Ruf aus Aller Munde.

„David Duggen!“ stotterte auch der Gemeindevorsteher und warf einen scheuen Blick auf die Leiche Jochens.

Niemand sprach aus, was er dachte, aber Jeder begriff im Nu den Zusammenhang.

„Wie kam das Geld in den Koffer? Wissen wir jetzt vielleicht auch das?“ meinte der Landrath fragend zu dem Vorsteher. Dieser nickte, und der Landrath setzte ernst hinzu: „Man macht zuweilen die Rechnung ohne den Wirth. Ob auch ohne das Gewissen? Ich glaube, Jochen Duggen könnte davon reden.“



## Ostergedanken.

Von Detlev Roberty.

Wir verstehen unter Ostern heute gemeinhin jenes größte und wichtigste der christlichen Kirchenfeste, das zur Voraussetzung und zum Gegenstande den Glauben an Jesus „den Auferstandenen“ hat und von den Bekennern der christlichen Religion am ersten Sonntag nach Frühlingsvollmond begangen zu werden pflegt. Allein so sehr auch der heutige Charakter dieses christlichen Festes durch Glaubenssätze und Vorstellungen bestimmt wird, wie sie sich an die Lehre und den Tod jenes jüdischen Rabbi Jeschua knüpfen, wurzelt das Fest selbst in der alten Institution des Passah oder Pesach, das dem Andenken an die Befreiung der Israeliten vom Joche der Ägypter gewidmet war. Daraus erklärt es sich auch, daß dieses jüdische Ostern und das christliche zeitlich ziemlich zusammenfallen. Daß trotz einer gewissen, ihm mit dem Pesach gemeinsamen Wurzel das christliche Ostern sich als Kult jedoch völlig selbstständig entwickelte, ist natürlich. Wie dieser aber nach manchem Streit — und wann und worüber hätte die Kirche nicht gestritten — nun heute ausschaut, mag Jeder, der Weibhandlucht und Kirchenluft vertragen kann, selbst ansehen. Uns interessiert vielmehr ein Andern, nämlich, daß man über dem kirchlichen Feste ganz vergessen hat, daß gleich Weihnachten — dem alten Julfest unserer Vorfahren —, auch Ostern eine Bedeutung inne- wohnt, die über den spezifisch religiösen Charakter desselben weit hinausgeht.

Wie mitten im tiefsten Winter mit allerhand Opfer, Schmaus und Bechgelage von den germanischen

Stämmen das Winterjournwendfest begangen wurde, so lag zu Beginn des Frühlings ebenfalls ein großes Opferfest, das der Freude über das Wiedererwachen der Natur, das neue Blühen und Wachsen in Wald und Feld Ausdruck verleihen sollte. Gleich dem Jul- feste war diese Frühlingsfeier ein echtes und rechtes Volksfest, bei dem die Volksgenossen aus allen Gegenden, aus Nah und Fern zum Ding zusammen- strömten, um außer Opfer und Gottesdienst gleich- zeitig Gericht abzuhalten, eine Musterung der waffen- fähigen Mannschaft vorzunehmen und die allgemeinen Volks- oder Stammesangelegenheiten zu beraten. Aber freilich war dies nur das Nützliche, Not- wendige, was man mit dem Angenehmen des eigent- lichen Festes, dem Opferschmaus, den Gelagen und zahlreichen Spielen und Belustigungen aller Art ver- band. Ein genaues Bild derselben zu entwerfen ist heute nicht mehr möglich, da viele Bräuche des großen Volksfestes sich mit den kleineren Festen der Gemeinden, der Bauern und Hirten mischten, und diese unter der Herrschaft des Christenthums und des mit ihm einziehenden römischen Kalenders dann auf das ganze Jahr vertheilt wurden.

Was nun den Namen des germanischen Frühlings- festes angeht, der von der Kirche für ihre in un- gefähr dieselbe Zeit fallende religiöse Feier über- nommen wurde, so hat der Name Ostern, wie früher und noch jetzt hier und dort fälschlich angenommen wird, nichts mit einer germanischen Gottheit, etwa speziell einer Frühlingsgöttin Eostre oder Ostara zu thun. Möglich, daß eine solche als Göttin der Morgenröthe gleich der Eos der Griechen oder der Aurora der Römer auch bei den Germanen existirte, jedenfalls hat sie dem Frühlingsfeste, das überhaupt keiner bestimmten Gottheit gewidmet war, ihren Namen nicht geliehen. Vielmehr ist die Be- zeichnung Ostern einfach der Zeit entnommen, in welche die Feier fiel, und diese trug, neben dem Namen des römischen Kalenders „April“, bei Deutschen und Angelsachsen den Namen Ostermond. Wie bei den zahlreichen anderen Monatsnamen der Germanen war auch dieser dem besonderen Charakter des Monats entnommen, und hat man sich, entsprechend einem häufig wiederkehrenden germanischen Wortstamme *austra* (östlich, morgenlich), unter Ostermond den Monat des neu erwachenden, zunehmenden Morgenlichtes zu denken. War es, wie auch heute noch, doch eben in erster Linie das wiedergeborene Licht, die Sonne, der der Jubel, das frohe Hoffen und Grüßen des Menschen galt. War sie es doch, die nach langer, dunkler Nacht die Erde von der strengen Herrschaft des Winters befreite, die mit ihren siegreichen Strahlen die eisigen Fesseln des harten Tyrannen löste und als Kündigerin und Bringerin einer schöneren Zeit, eines neuen blühenden Lebens allüberall die Herzen mit Glück und Freude erfüllte. Und ist es nicht auch heute noch ebenso? Selbst bei denen, die noch die Osterglocken loden, die noch im Glauben an den „Auferstandenen“ ihr Heil erblicken, „die noch dorthin die Augen blinzend richten, sich über Welten Jhresgleichen dichten“? Doch mag auch für sie das schmerzverzerrte Antlitz des gemarterten Mannes am Kreuze anziehender sein, als das fröhlich lachende, lebenslustige Angesicht des Leuzes, mögen sie mehr die dumpfen Kirchenhallen loden als der lustige blaue Himmelsdom, der sich über die frühlingsgrüne, sonnige Erde wölbt; wir, die wir mit beiden Füßen fest auf dem Boden stehen, die wir mit freiem, un- befangenem Auge in die Welt schauen, wir wollen als freie, fröhliche Heiden gleich unseren Vorfahren uns ganz nur dem Jubel, ganz nur der Freude am neuerwachten Leben weihen.

Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,  
Aus dem Druck von Siebeln und Dächern,  
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,  
Aus der Straßen querschender Enge.

Sinaus in Luft und Sonne, in Licht und Freiheit! Freiheit? Ach, vorerst nur für wenige, knapp bemessene Stunden! Denn der Freiheit Lust, die wir begierig draußen in Wald und Feld unter dem milden, weichen Blau des Frühlingshimmels einfaßen, wir können sie ja nicht mit uns nehmen; in der „niedrigen Häuser dumpfen Gemächern“ wohnt sie nicht, und unter Fabrik- und Gewerbesbanden gedeiht sie nicht.

Doch werden wir darum verzagen? Nein und drei Mal nein! Denn wenn wir auch die Freiheit draußen ließen in Wald und Feld, eines haben wir doch mit heingebracht: neuen Muth, neue Kraft und neues Hoffen. Das sonnig-lachende Bild der wieder- erstandenen Natur ist uns ein Zeichen, ein Symbol des eigenen Lebens. Wie die lang gehemmten Kräfte und Säfte der Mutter Erde zu neuem Sein und Wirken drängen, wie sie die Fesseln brechen, die sie in langer Winterknechtschaft tragen mußten, wie unter dem leuch- tenden, belebenden Blick der Frühlingssonne selbst die stärksten Bande sprengen, so sicher wird und muß auch ein Ende der langen Winterknechtschaft kommen, in der noch heute Millionen und Abermillionen von Menschen schwachten. Das Fest der Winterjournwend liegt schon hinter uns, auch unsere Sonne ist im Auf- steigen begriffen. Und so wenig selbst der mächtigste Herr, der schwärzeste, lichtscheue Kuttenträger das glänzende Gestirn des Tages vom Himmel reißen kann, so wenig auch wird Priester- oder Herrscherhand unsere Sonne, das Licht der Aufklärung, der Freiheit aus- löschen und vernichten. Und wenn dann nach letztem Märzsturm unser Frühlings, der Menschheitsfrühlings angebrochen ist, wenn wir gleich unseren Vorfahren ein Frühlingsfest, ein neues Ostern feiern, dann wollen auch wir zum Ding zusammentreten, des neu erstandenen Lichtes uns zu freuen, und unsere Mannschaft mustern, doch nicht zu blutigen Thaten des Krieges, sondern zu Werken des Friedens, der Kultur, zur Aufrechterhaltung wahrer „Sitte und Ordnung“.

Ob man auch dann noch in der päpstlichen Kapelle zu Rom heilige Kerzen weihen wird? Ob das eintönige Bim-bam der Gloden auch dann noch reuige, zerknirschete Sünder in die Kirche lockt? Ich glaube es kaum. Aber einen Auferstandenen wird man doch feiern an jenem Tage; einen, der nach einem Leben voll Blut und Wunden nach langer Passionszeit auch wieder aus dem Grabe auferstanden ist — das Volk.



## Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Erst jetzt konnte ich sie genauer betrachten, weil sie in's Helle getreten war. — O mein Gott! — Meine arme, liebe Lies. Was war aus ihr geworden!

Damals ein junges, lebensfrohes Geschöpf in überschäumender Jugendfülle. Alles wogte, kochte an ihr. Lust, Muth und Kraft pulsrten in jeder Bewegung. Und jetzt! Die Bewegungen matt und langsam. Ihre Züge waren wieder weich und kind- lich geworden, als ob sie sich um zehn Jahre ver- jüngt hätte.

Ihr Gesichtchen war schmal und ließ die großen Augen noch größer und tiefer erscheinen. Die Haut von durchscheinender, bläulicher Marmorblässe. Der trotzige, selbstbewusste Zug um die Lippen, der den Mund so — so — verachtungsvoll verziehen konnte, war gefallen. Der Feind hatte auch dieses Fort geschleift.

Durch Laster und Armuth allein hätte sie in zwei Jahren nicht so sehr herunterkommen können.

Lies stand mir noch immer gegenüber, sie sprach kein Wort, aber ihre Augen flehten zu mir empor.

Schwerfällig hob und senkte sich ihr Busen. Unterhalb des Nackenknochens bildeten sich plötzlich zwei dunkelrothe Flecke. — Ich begriff, wie es hier stand.

„Lies!!!“

Wieder lag sie in meinem Arm, schmiegte sich an mich, lehnte den Kopf an meine Schulter und schloß die Augen.

Meine Thränen fielen auf ihre Wangen und zogen lange Spuren auf der bleichen Haut. Sie empfand es wie eine Liebesung und schmiegte sich nur inniger an mich.

„Lies,“ begann ich endlich, „drin ist Eugens Mutter, sie möchte mit Dir sprechen.“

„Ja, ja, Georg, ich komme. — — —“



„Guten Tag, mein Fräulein,“ sagte Frau Sallé und nahm das Tuch von der Nase.

„Sehen Sie, mein Fräulein, vor Ihnen sitzt eine arme, unglückliche Mutter“ — in Seidenkleid, Spitzenkrone und Blumenhut — „Sie haben gewiß selbst einmal eine Mutter gehabt, wissen, wie eine Mutter empfindet. Mein liebes Fräulein, ich sehe Sie an!!! —“

„Bitte, meine Dame, stehen Sie vom Boden auf, wir sind doch hier in keinem Theaterverein?!“

„Geben Sie mir meinen Sohn zurück!!!“

„Jawohl! Er wird bald kommen, Sie können ihm dann selbst sagen, daß er mit Ihnen gehen soll. Ich mag nichts mehr mit ihm zu thun haben. — Aber das sage ich Ihnen, belästigt er mich noch einmal irgendwie, oder will er versuchen, Geld von mir herauszupressen, so wahr ich hier stehe, ich übergebe ihn sofort der Polizei! Ich hätte es vielleicht schon längst gethan, wenn ich nicht an Sie gedacht und mit Ihnen Mitleid gehabt hätte. Ich kann es Ihnen sagen, ich habe Ihren Sohn einmal lieb gehabt; aber seit ungefähr einem Jahre, wo ich dahinter gekommen bin, was für ein niederträchtiger Lump Ihr Sohn ist, seitdem verabscheue ich ihn, wie Nas! — — — Gnädige Frau! Hätte ich nie Ihren Sohn kennen gelernt, heute wäre ich nicht so Gine, vor der die Menschen ausspeien. — Ach. — Um. — Es ist ja nicht werth, daß man darüber spricht! — — — Und Ihnen kann es ja auch gleich sein, Sie werden nach wie vor Ihren lieben Jungen für einen Ausbund aller Tugenden halten! — — — Aber hören Sie auf mich. Das prophezeie ich Ihnen: Ihr Sohn endet im Zuchthaus! — — —“

„Ein Wort von mir genügte, und er wäre schon dort. Nicht meinetwegen, aber er hat noch andere Sachen auf dem Gewissen, die — — —“

Lies hatte sich so erregt, daß sie kaum Luft bekommen und nicht weiter sprechen konnte.

Frau Sallé fuhr auf: sie ließe sich ihren Sohn nicht verschimpfen und am allerwenigsten von solch einem gemeinen Mensch. Sie und alle Welt wisse genau, an wem die Schuld liege.

„Ist sie da?“ erklang plötzlich draußen eine rauhe Stimme und schon öffnete Eugen die Thür.

Die Mutter stieß einen Schrei aus, und Eugen wollte sich wieder hindrücken.

„Eugen, Du bleibst hier und stehst Deiner Mutter Rede!“ Ich hatte mich zwischen ihn und die Thür gestellt.

„Eugen,“ begann Frau Sallé honigsüß. „Sieh, Deine arme, alte Mutter“ — in Seidenkleid, Spitzenkrone und Blumenhut — „was für einen Kummer bereitest Du ihr?! Wenn Du wüßtest, wieviel schlaflose Nächte ich Deinetwegen schon durchwacht habe! Eugen, ich bitte, ich sehe Dich an, lehre zu mir zurück!“

Eugen sah verlegen auf die Spitzen seiner Lackschuhe, trat dann vor den Spiegel, um sich die Kravatte zu richten, die Haare zu büsteln und den Schnurrbart zu drehen.

„Eugeen! Sei ein Mann! Reiß Dich aus den Armen dieses trügerischen Weibsbildes, welches Dich nicht liebt. Deine arme, alte Mutter — —“

Eugen wandte sich zu Lies. „Hast Du Geld für mich?“

„Nein!“

„Ich soll Dich wohl wieder — wie neulich.“

„Eugen! Höre auf Deine Mutter und geh' mit ihr fort. Wir Beide haben in dieser Welt nichts mehr miteinander zu schaffen. Wenn es aber eine andere Welt giebt, da halten wir Beide Abrechnung. Gott ist mein Zeuge, ohne Dich wäre ich nicht Das geworden, was ich heute bin. Wenn es noch eine Vergeltung giebt —“

Eugen machte ein so gleichgültiges Gesicht, als ob Lies vom Wetter spräche.

„Eugen!!! Binnen einer halben Stunde hast Du meine Wohnung verlassen,“ kreischte Lies, „sonst wahrhaftig — sibergebe ich Dich der Polizei, und solltest Du noch einmal wagen, zu mir zu kommen — ich — ich — ich —“

Plötzlich veränderte sich Eugens Gesicht und die blasse Wuth verzerrte es beinahe teuflisch.

„Du gemeiner Dreckfeger! Du Nas! Du willst mir Vorwürfe machen? Die Knochen im Leibe schlage ich Dir Sau einzwei!!!“

Er war auf Lies zugestürzt, welche ängstlich auswich.

„Weich, ich schlag' Dich todt, rührst Du das Mädchen an!!!“ Schon hatte ich ihn an der Brust gepackt.

Blitzschnell griff Eugen hinten nach der Hosentasche.

„Georg!“ gellte es.

Lies warf sich zwischen uns. — Plötzlich sehe ich ein Messer in der Luft und an Lies' Oberarm einen rothen Blutstreck, welcher sich schnell auf dem weißen Kattun der Blouse vergrößert.

Eugen erhob die Hand zum zweiten Mal. Aber da erfaßte ich sein Handgelenk und schlug seine Knöchel dermaßen auf den Bettrand, daß er vor Schmerz aufschrie, die Finger öffnete und das Messer fallen ließ.

Nun war ich nicht mehr Herr meiner selbst; mit aller Kraft schlug ich ihn mit der Faust ins Gesicht und warf ihn dann in der Ecke zwischen Bettlade und Waschtisch zu Boden, daß er liegen blieb.

Erst jetzt bemerkte ich, daß Frau Sallé, welche uns trennen wollte, mir mit den Nägeln eine Schramme vom Ohr bis zum Kinn gezogen hatte.

Eugen erhob sich wieder, er hatte einen großen, rothen Fleck im Gesicht, und das Blut rann ihm aus der Nase über den Schnurrbart.

„Warte, mein Junge, wir treffen uns noch mal.“

„Ach, Du Feigling, meinetwegen kannst Du so viel Messer nehmen, wie Du magst. Wenn ich es gewollt hätte, ich hätte Dich ja todtgeschlagen können, wie einen tollen Hund.“

Eugen zitterte am ganzen Körper vor Angst oder vor Wuth.

Ich war wieder ruhig geworden. „Lies, was ist mit Dir?“

„D nichts, Georg!“

Ich strich den Ärmel ihrer Blouse zurück. Es war nur eine kleine, oberflächliche Hautwunde.

„Thut sie weh?“

„Nein! — garnicht!“

„Eugen,“ begann ich, als ob garnichts zwischen uns vorgefallen wäre. „Ich weiß, Du bist ein leichtsinniger Mensch, aber für einen Lumpen habe ich Dich bisher nicht gehalten, ich glaube es auch jetzt noch nicht, daß Du einer bist. Du bist einfach von Stufe zu Stufe gesunken, und ebenso gut kannst Du wieder herauf kommen. Du mußt nur in eine Stadt gehen, wo Dich Niemand kennt und wieder zu arbeiten versuchen. Denn sieh 'mal, hier hast Du Dich ja doch unmöglich gemacht. — — — Und nun etwas Anderes, gnädige Frau. — Lies, würdest Du vielleicht einmal herausgehen?! Ich bitte Dich darum.“

Sie that es unwillig — aber sie that es.“

„Ihr Sohn hat Jahre lang mit dem Mädchen verkehrt. Ob er daran schuld ist, daß sie Das geworden, was sie heute ist, oder ob es ihr eigener Leichtsinns war, kann ich nicht entscheiden. Ihr Sohn hat von dem Mädchen doch viel Geld empfangen. Sie sagten mir ja selbst, daß sie ihn aushielte. Sie sehen auch, Frau Sallé, wie krank das Mädchen ist.“

„D, Herr Geiger, da tänschen Sie sich wohl, das Weib ist gesund, wie der Fisch im Wasser!“

„Schwindjucht, gnädige Frau, vielleicht noch rettbar — vielleicht.“

Frau Sallé erblaßte. „Eugen, wenn Du Dich nur nicht angestreckt hast!“

„Um — also — Sie sehen ja, gnädige Frau, wie ungern das Mädchen bei diesem Gewerbe ist, und wie gern sie es aufgeben würde, wenn man ihr die Hand dazu reichete. Jetzt muß ich Sie bitten. Frau Sallé, hören Sie zu, ich selbst habe während meiner Dienstzeit viel zugekostet und bekomme jetzt ein Gehalt, das kaum für mich selbst ausreicht. Ich kann für das Mädchen nicht so sorgen, wie ich es gern thun würde. Wollen Sie dem Mädchen, das heißt mir, sagen wir, monatlich dreißig Mark leihen? Ich komme Ihnen dafür auf. Sobald mir möglich ist, will ich ihr selbst geben, vielleicht kann Eugen, wenn er eine Stellung hat, auch ein wenig beisteuern, damit sie sich wenigstens für's Erste pflegen kann. Später soll sie ja wieder in ein Geschäft,

man wird ihr schon irgend eine Stelle verschaffen können.“

Eugen stand immer noch am Spiegel. Er hatte noch kein Wort gesprochen. Er kaute nur an den Nägeln, wie ein armer Sünder.

„D, ich hoffe doch, Herr Geiger,“ sagte Frau Sallé mit freundlichem Lächeln, „es wird nicht nöthig sein. Vielleicht kann das Mädchen gleich in ein Geschäft gehen.“

„Ja, und binnen einem halben Jahre sterben!“

„Gott, Mutter!“ höhnte Eugen plötzlich, „durchschaust Du denn nicht meinen Plan? Er will sie nur wieder haben und hat dabei kein Geld, sie zu halten. Er fürchtet, sie könnte ihm sonst wieder — untreu werden.“

„Lump, niederträchtiger! Glaubst Du, ich werde noch einmal in meinem Leben das Weib berühren, das Du Jahre lang beschmutzt hast, das Du in den Dreck gezogen hast, Du nichtswürdiger Hallunke?! Geh, Kerl, oder ich schmeiß Dich die Treppen runter — — — Frau Sallé, ich brauche Ihre Hilfe nicht, gehen Sie und nehmen Sie Ihren Sohn mit. Hüten Sie ihn aber, daß er mir niemals unter die Häuste kommt. Ich erschlag ihn!!!“

Eugen wurde aschfahl, erwiderte kein Wort. Er zog nur den Arm hoch, um einen Schlag im Notfall pariren zu können. Das Messer lag noch unter dem Bett und mit ihm Eugens Wuth.

„Jetzt gehen Sie, gnädige Frau. Bitte!“

„Komm, Eugen,“ sie ergriff seinen Arm.

Eugen spie aus und ging.

„Wart', wir sprechen uns noch, aber anderswo,“ rief er mir draußen zu.

„Glaubst Du vielleicht, daß ich jemals dahin kommen werde, wo Du hin kommst?!“

Hätte Lies mich nicht mit aller Gewalt zurückgehalten, ich hätte ihn die Treppe heruntergeworfen.

\*

„Nun sind sie fort, hoffentlich für immer.“

Lies schwieg.

„Komm, Lies, wir wollen uns jetzt hinsetzen und ein wenig miteinander plaudern.“

Lies folgte meiner Aufforderung, schwieg aber immer noch.

„Nun, Lies?“

„Georg, könntest — Du — mir — wohl — wieder — gut sein?“ preßte sie endlich mühsam hervor.

„Ja, Lies, ich bin Dir gut.“

„So, wie damals?“

„Wie meinst Du das?!“

„So — wie ehemals —, weißt Du, als ich — noch in — Geschäft — war.“

Ich verstand sie und fuhr erschreckt auf. „Nein, Lies, das ist unmöglich! Das ist aus! Das könnte ich nie mehr! — Ich will Dich stets gern haben; — Ich will für Dich thun, was ich für Dich thun kann; — aber Das ist unmöglich, 'verkehren' können wir nicht mehr miteinander, und wenn Du auch von heut an eine Andere wirst, und das wirst Du, Lies. — — Sieh mal, Kind, da stehen zu Viele zwischen mir und Dir. Denk an all das Schlechte der letzten Jahre und denk an unsere Zeit, wo wir zusammenlebten. War es nicht gerade, als ob wir Mann und Frau gewesen wären, so rein, so glücklich waren wir zusammen, — Lies, und was sollte jetzt aus uns werden? Sollen wir wirklich die schönste Erinnerung unseres Lebens beschmutzen? Du bist nicht mehr das Mädchen von ehemals, und Lies — ich bin auch nicht mehr derselbe. — Und dann, Du bist krank! Du brauchst Ruhe; Du brauchst Pflege! — — —“

Lies hatte den Kopf auf den Tisch sinken lassen und schluchzte, als ob ihr das Herz im Leibe bräche; plötzlich hob sie den Kopf. Ihre Wangen glühten, ihre Augen flammten in wildem Begehren.

„Nein!! Ich brauche Liebe — Liebe, und wenn ich Das bleiben soll, was ich bin!“

„Lies, Du — armes — Geschöpf!“

„Georg,“ sie war aufgestanden, „sage mir nur das Eine, was hab ich sonst noch vom Leben? — Ich bin ja todtkrank! —“

„Nein, Lies, Du wirst gesund werden.“





Frühlings-Lied. Von Harry Johans.



„Niel — — — Und die Zeit, die paar Monate, die ich noch lebe, warum soll ich die nicht bleiben, was ich bin? Ich bin im Schmutz geboren — laß mich auch im Schmutz sterben, Georg! Ach, mein lieber Junge,“ sie nahm meinen Kopf zwischen beide Hände, „wenn Du wüßtest, wie ich mich nach Dir gesehnt habe. Ich dachte ja immer, Du würdest noch mal kommen, und jetzt ist es doch zu spät!“

„Sei ruhig, Lies, es muß ja noch Alles gut werden.“

„Nein, Georg! — Georg, ich bitte Dich nur das Eine: Laß mich Das bleiben, was ich bin! Laß mich allein sterben! Du sollst Dich nicht mit mir quälen! Ja, wenn Du mich wieder lieben könntest, wie ehemals —?“

„Ich kanns ja nicht. Ich kanns ja nicht. Lies!“

„Sieh, Georg, mein Leben hat doch keinen Werth mehr.“

„Lies, und wenn ich noch des Nachts hindurch Straßen kehren soll, Dir soll nichts abgehen, — ich will Dich pflegen, wie Deine Mutter!“

Lies spie aus.

„Und glaubst Du denn, ich würde auch nur einen Pfennig von Dir annehmen? — Deine Liebe —“ — Die letzten Worte verklangen in einem Nöcheln. Aus dem Mundwinkel rann ihr ein rother Tropfen. Sie preßte beide Hände vor die Brust.

„Gott!! Lies!! Lies!!“

„Laß mich! Laß mich! Das hab ich schon öfter gehabt, das geht vorüber — sooo — siehst Du, ich weiß — ich habe — nur noch — ein paar — Monate zu leben, und warum soll ich diese kurze Zeit nicht glücklich sein? Du bist ja mein Eines und mein Alles —!“

„Aber, Lies, ich kann es ja nicht!“

„Ach ja, Georg, Du hast Recht — Du kannst es nicht — ich bin ja — eine —“ wieder sank ihr Kopf auf den Tisch, wieder schluchzte sie.

„Lies. Schau, Kind, morgen komm ich zu Dir. Hier in diesem elenden Winkel kann ich Dich ja nicht lassen; dann hab ich Dir ein sauberes, hübsches Zimmer besorgt. Weißt Du — so eins wie Dein früheres, und dann wirst Du gut essen und gut trinken — und vielleicht zum Winter, wenn ich mehr Geld habe, gehst Du nach Italien. — O, dort ist es schön, Lies! Immer Sonnenschein, und so schöne Schlösser und so schöne Blumen — und wenn Du dann ganz wieder gesund zurückkommst, siehst Du, dann, — ja — dann —“

Ich sprach in dem Tone, als ob ich einem Kinde ein Märchen erzähle.

Lies schaute auf.

„Ja, Georg, ich will es thun,“ sagte sie müde und gleichgültig, „aber — ach — ich möchte schlafen, ich bin so matt, ich fühle mich — garnicht — wohl. Komm morgen wieder, dann reden wir — zusammen.“

„Ja, Lies,“ — ich sah sie fragend an; sollte sich vielleicht etwas unter diesen Worten verbergen? Sie beachtete meinen Blick nicht, sondern starrte abgepaunt vor sich hin. Nein! Ihr Gesicht war zu milde und zu ruhig, es war keine Spur inneren Kampfes darin zu lesen.

„Ja, Lies,“ — ich wandte mich ab, weil mir die Thränen in die Augen traten, „dann komme ich morgen. Gute Nacht!“

Als ich schon an der Thür war, sprang Lies plötzlich auf, umarmte mich und küßte mich wieder und wieder, als ob sie mich garnicht mehr von sich lassen wollte.

„Lies, morgen Mittag komme ich zu Dir. Geh! Schlaf wohl, mein Kind!“

„Ja, morgen Mittag, Georg.“ —

Und ich ging. Draußen dunkelte es schon; es war so recht unfreundliches Wetter. Die Gasflammen, die eben angezündet wurden, schwammen in milchigen Nebelflecken. Einen prickelnden Staubregen schlug mir der Wind ins Gesicht.

Alles eilte, um nach Haus zu kommen, nur die Dirnen, die zahlreich in diesem Stadttheil wohnten, liefen, wie gehegtes Wild, trostlos in den Straßen umher.

Jetzt wohin? Nach Haus konnte ich nicht, ich war zu erregt. Ich mußte gehen. Es war, als ob man mir mit kleinen Hämmerchen auf dem Schädel herumgetrommelt hätte, so schwirte es mir im Kopf, so matt fühlte ich mich, so zerschlagen.

Ich eilte am Kanal, im Dunkel der Bäume entlang; über das schwarze, gurgelnde Wasser ergossen sich von drüben her breite Lichtstreifen.

Alles verschwamm vor meinem geistigen Auge. Ich vergaß die ganzen Erlebnisse des Nachmittags. Ich sah nur Eines vor mir, und das war — Lies. Ich sah jeden Zug ihres Gesichtes, jede Bewegung der Augenbrauen, hörte jedes Wort, das sie gesprochen, noch einmal. Ich verglich sie mit früher, alte Erinnerungen, die ich längst begraben wähnte, entstiegen, gesselten sich zu mir.

Damals! — Damals! — und jetzt. — Nein!! Das war ja Lüge, ich hatte sie und mich belogen. Noch liebte ich sie, gradso wie damals, gradso wie ich sie früher geliebt hatte. Ja, sag mir nur das Eine: Was soll nun daraus werden? Wie sollte, wie konnte ich ihr helfen, wo ich mich selbst nicht mehr auskannte? Und dann, was sollte aus ihr, was aus mir, was aus uns Beiden werden? Sollte sie wieder mein Verhältniß werden? Nun gut! auf wie lange? ach! auf wie lange? Sie muß ja doch bald sterben. Nein! — Nein!! — — — Ja — ja — doch — — — bald —

Oder sollte ich sie heirathen? Albernheit! — — Sie ist ja eine öffentliche Dirne und todtkrank! — —

Mir surrte es im Kopf. Ich ging wie im Traum. Plötzlich begann ich Angst vor mir selbst zu bekommen — ich sprach laut, wie ein Fiebernder. Ich glaube, ich sprach von einer Hochzeit — und doch dachte ich an ganz etwas Anderes.

Ich lief und lief, der Schweiß stand mir auf der Stirn. Plötzlich fiel mir ein, daß ich ja heute Abend zu Walter gehen wollte. Nein — nein — es war mir nicht möglich. — Ich konnte nicht zu ihm gehen!!

Ich lief und lief, und da stand ich vor seiner Hausthür.

„Walter!!“

Er saß breit und behäbig, wie ein gemästeter Kapann, auf dem Sopha, hatte eine Flasche Wein und ein gutes Abendbrot vor sich auf dem Tische stehen und sah mich vergnügt an. Er schien heute zwar noch etwas blaß, aber durchaus nicht krank. Sein Gesicht hatte einen selbstzufriedenen, fast glücklichen Ausdruck. Er blinzelte mich eine Weile schweigend an und kniff dann verschmigt das eine Auge zu.

„Du, Sohn, wo fehlts denn? Wir haben wohl die Rollen getauscht,“ stichelte er gutmüthig lachend.

Ich war nicht zum Scherzen aufgelegt und wollte wieder fortgehen.

„Na, Sohn, bleib man da! Setz Dich! Hier!“ — und er goß mir Wein ein — „da, greif zu!“ und er hielt mir einen Teller mit kaltem Aufschnitt unter die Nase. — „Bedien Dich, oder glaubst Du vielleicht, das soll ich auch noch thun,“ — und er lachte, als ob man ihn kigete.

Mit seinem breiten, bartlosen Gesicht glich er heute einem Landpfarrer am Sonntag Abend.

„Ja, Walter, sag mir das Eine: Du bist ja heute wie ausgewechselt! Was ist denn passiert?“

„Was passiert ist?! Famos!! Zeitungen liest der Pöbel auch nicht.“ Und er lachte, als ob er bersten wolle.

„Da, Hannale,“ und er warf einige Briefe und Zeitungsausschnitte über den Tisch, mir gerade ins Gesicht.

Ich las.

Und als ich geendet, lachte ich auf, trotzdem mir wirklich heute nicht zum Lachen zu Muth war.

„Ja, Mensch! Walter!! Das ist ja wunderbar!“

„Siehst Du — und diese Unverschämtheit von der Bank, damals haben sie geschrien, ich solle verkaufen, und ich habe gesagt: Ich verkaufe nicht ein Stück, und wenn ich Alles daran verlieren soll — und das sah auch wirklich so aus, und jetzt, wo ein neues Konfortium hingekommen ist und deutsche Ingenieure und Leiter, und wo die Papiere,

die schon anderthalb Jahr nicht mehr im Handel waren, plötzlich wieder honorirt werden und besser wie je stehen, da beglückwünschen sie mich, daß ich damals ihrem Rath gefolgt bin. Weißt Du auch, wer die Papiere damals aufgekauft hat? Die Bank!! Solch eine Lumpenbande!“

„Ja, Walter, und was willst Du jetzt thun?“

„Jetzt, — verkaufe ich — und lege die Hundertzwanzigttausend in sicheren vierprozentigen Papieren an. Verloren habe ich zwar immer noch Achtzigtausend an Montanwerthen, aber was ich jetzt habe, genügt mir auch zum Leben. Verheirathen will ich mich ja doch nicht. Fürs Erste werde ich dann wohl einmal auf ein bis zwei Jahre nach Italien gehen und arbeiten.“

„Arbeiten?“

„Ja, Alles will ich kennen lernen, was mir gefällt. Ich will besonders Kunst und Literaturgeschichte wieder treiben, auch ein wenig Entwicklungslehre und Pflanzenanatomie.“

In seinen Augen flammte der alte Wissensdrang, das alte Feuer.

„Sag mal, Georg,“ unterbrach er sich, „was ist denn mit Dir? Hat man Dir die Butter vom Brot genommen?“

„Ach, Walter, mir geht Alles im Kopf rum, ich bin ganz schwindelig.“

„Kann ich Dir irgendwie helfen, mein Junge? Hast Du Schulden?“

„Nein, Walter.“

„Ja, wo fehlts denn sonst? Kann ich Dir garnicht irgendwie behülflich sein?“

„Öhr zu —“ und ich erzählte ihm haarklein meine ganze Geschichte mit Lies, von Anfang bis zu Ende, bis zum heutigen Tage. Erzählte, wie wir auseinandergekommen, wie wir uns in uns getäuscht. Ja, ich sagte ihm auch offen, daß ich sie noch heute ebenso liebte, wie am ersten Tag, und daß ich jetzt nicht mehr ein, noch aus wüßte.

(Schluß folgt.)

## Wanderungen durch Zeit und Raum.

Von Ch. Overbeck.\*

### I.

#### Raum und Zeit, Ewigkeit und Unendlichkeit.

Es giebt Worte, welche täglich tausendfach angewendet, dennoch hinsichtlich ihres Werthes und ihrer Bedeutung selten auch nur annähernd erkannt werden, deren wirklicher Sinn erfasst wird, zu diesen gehören Raum und Zeit, Ewigkeit und Unendlichkeit.

Für gewöhnlich wird nun behauptet, die Begriffe Raum und Zeit und die Attribute des Aus, Ewigkeit und Unendlichkeit, seien für uns Menschen unverständlich, unbegreiflich, unerfaßbar, denn die Kräfte des Menschengehirns erwiesen sich als unzureichend zur Erkenntniß dieses Erhabensten.

Hat man aber thatsächlich Recht mit diesen Anschauungen, versagt hier wirklich menschlicher Scharfsinn?

Unklar sind allerdings für das im logischen Denken ungeübte Gros der Menschen diese Verhältnisse, denn nur relativ Wenige giebt es, welche es wagen, in diese Fragen sich ernsthaft zu vertiefen; die Meisten weichen schon zurück.

Es ist dieses im Interesse einer natürlichen Weltanschauung nun sehr bedauerlich, denn bei ernstem Nachdenken gelangt man schließlich doch zu einem Resultate, es fällt dann plötzlich wie Schuppen

\* Anmerkung. Unter obigem Titel beginnt mit dem heutigen Artikel eine Reihe vorzugsweise naturwissenschaftlicher Einzelarbeiten, welche den Zweck verfolgt, kurz und verständlich für Jedermann ein klares, prägnantes Bild des Weltganzen, seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu geben, unter Bevorzugung der kosmischen Physik und der Geologie, der physikalischen Geschichte unseres Erdalles. Obwohl wir nicht in allen Punkten mit dem Verfasser einverstanden sind, glauben wir diese Aufsätze, die jedenfalls zum Denken anregen, unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Die Redaktion.



von den Augen; die vorher so dunklen Verhältnisse klären sich unerwartet und in ungeahnter Weise.

Um hinsichtlich dieser Fragen Klarheit zu erlangen, ist es in erster Linie erforderlich, die Begriffe zu präzisieren, festzustellen, was heißt Begreifen, Erfassen, was Verstehen?

Es ist dieses eine unabweisliche Vorbedingung zu einer logischen Lösung.

Begreifen, Erfassen, man halte sich genau an den Sinn der Worte, heißt lediglich, Grenzen ermitteln, berühren, feststellen und dadurch sich innerlich ein Bild schaffen.

Ob dieses „Begreifen“ nun, entsprechend dem Wortlaut, durch das Gefühl mittelst der Hände vor sich geht, oder uneigentlich bildlich, durch andere Sinne bezw. durch Ableitung mittelst unserer Gedanken, bleibt im Großen und Ganzen gleich.

Verstehen dagegen, ein vom vorigen in mehrfacher Hinsicht abweichender Begriff, heißt etwas feststellen und dadurch als vorhanden erkennen, wenn auch zuweilen nur als Abstraktum, hinsichtlich seiner Allgemeinheit oder einzelner Theile oder seiner Eigenschaften. — Zum Verstehen ist nicht immer absolut erforderlich, daß sinnlich oder ideell Grenzen ermittelt werden, es genügt bei Materiellem außer der Gewißheit des Vorhandenseins, welche Gewißheit bedingt, daß man das betreffende Etwas sinnlich oder geistig, mehr oder minder klar vor sich „sehen“ sieht, die Feststellung einzelner oder aller Eigenschaften; bei Immateriellem, Abstraktem dagegen die Erkenntnis der Beziehungen zu logischer Gedankenentwicklung.

Selten wird man nun natürlich von einem vollständigen Verstehen sprechen können, denn selten wird man alle einen Fall bedingende Verhältnisse ermitteln. Fast nie wird es möglich sein, sämtliche Eigenschaften und Zustände irgend eines Objectes zu ergründen. Daraus ergibt sich aber, daß wir in fast allen Fällen einer absoluten Wahrheit uns nur nähern können, daß von einem alle Zweifel ausschließenden Erkennen nur in wenigen Fällen gesprochen werden darf.

Merkwürdigerweise gehören nun aber gerade die Verhältnisse, welche unser Thema bilden und die nahezu allgemein als unerforschlich angestammt werden, wegen ihrer Einfachheit zu denjenigen, welche in dieser Hinsicht einem tieferen Nachdenken keinerlei ernsthaftige Schwierigkeiten bereiten; allerdings ist erforderlich, etwa vorhandene metaphysische (übersinnliche) Spreu vorher aus dem Kopfe zu entfernen.

Aus den vorstehenden Erörterungen ergibt sich nämlich sonnenklar, daß wir den Raum und seine Unendlichkeit nicht „begreifen“ können und zwar nur lediglich deshalb nicht, weil die zu einem Begreifen unerlässliche Vorbedingung, eine in irgend einer Weise wahrnehmbare Begrenzung, welche erst ein Bild ermöglichen würde, fehlt.

Sehr wohl aber können wir verstehen, können wir unzweifelhaft klar darüber werden, daß unter gewissen Bedingungen, d. h. nur bei Vorhandensein von sinnlich wahrnehmbarem Stoff, ein Etwas hervortritt, welches wir Raum nennen, daß der Raum, d. h. die Möglichkeit des Nebeneinanderseins verschiedener materieller Objecte, tatsächlich vorhanden ist. Ein einfaches Nachdenken giebt uns dann aber zugleich die Gewißheit, daß dieser Raum, diese Möglichkeit der Placirung von Stoff auch unendlich ist, denn würden wir versuchsweise an irgend einer Stelle eine Grenze festlegen, was wäre dann hinter dieser?

Im Besitze wirklicher Grenzen kann einzig und allein Materielles sein, in seiner Gesamtsumme oder in seinen Einzelheiten, der stofflose Raum dagegen nicht, denn der Raum an sich ist, wie erwähnt, lediglich eine für die Placirung der Körperwelt erforderliche „Bedingung“, also tatsächlich körperlich ein Nichts, nicht aber ein materielles Etwas.

Da aber ein Nichts keine Grenzen, kein Ende, keine Dimensionen besitzt, so ist selbstverständlich auch der Raum, es ist hier kein Wortspiel beabsichtigt, unendlich. Wie können wir uns aber unterfangen, etwas zu ergründen, zu ermitteln, was überhaupt nicht vorhanden ist?

Man sieht also, das angestaunte Wunder der Unendlichkeit erweist sich bei tieferem Nachdenken als ein Phantom; das Unverständliche sinkt in sich zusammen und höchst einfache Verhältnisse treten zu Tage.

Ob nun die Unendlichkeit auch ein Attribut des Stoffes, der Materie des Weltalls ist, wie dieses nahezu allgemein und zwar seit den ältesten Zeiten angenommen wird, ist eine andere Frage, welche aber unbedenklich zu verneinen ist, denn die Haupteigenschaft des Stoffes ist eben die sogenannte Räumlichkeit.

Der Stoff ist ohne Grenzen unendlich, unmöglich, es würde ohne solche ihm eine Haupteigenschaft fehlen; ein endloser Stoff, ein unmögliches Etwas wäre eben nicht materiell, wäre kein Stoff mehr.

Mag man seine Grenzen in Gedanken noch so weit ausdehnen, mag man die Anzahl der Sterne und Stoffballungen im Weltenraume noch so groß annehmen, mögen thatsächlich Entfernungen vorhanden sein zwischen Centrum und Peripherie zu deren Ausdruck unser Zahlensystem sich als unzureichend erweist, dennoch erheischt ein jeder Stoff schließlich eine Grenze, und unmöglich ist es auch, nur zu denken, daß der Stoff der fernsten Weltregionen sich in dieser Hinsicht von dem Stoffe unserer näheren Umgebung unterscheidet.

Wenn wir täglich von der unendlichen Zahl der Sterne sprechen, so ist damit durchaus nicht bewiesen, daß deren Zahl thatsächlich unbegrenzt ist, sondern ist damit lediglich nur gesagt, daß unseren Sinnen, unserem Gehirn die Kräfte fehlen, die wirkliche genaue Zahl zu ermitteln und auszudrücken.

Unser Gehirn hat eben nicht Raum für derartige Objecte, und wäre ein Versuch, dieselben zum Verständnis zu bringen, etwa identisch dem Unterfangen, in einem Raume von einem Kubikmeter Inhalt zwei Kubikmeter placiren zu wollen.

Ganz ähnlich wie mit dem unendlichen Raume, verhält es sich nun mit der unendlichen Zeit, der Ewigkeit, auch diese ist nur unverständlich bei oberflächlicher Betrachtung, auch hier staunen wir ein Wunder an, welches wir erst selbst geschaffen.

Die Zeit ist gleich dem Raume an sich ein Nichts. Für gewisse Perioden, nach bestimmten Intervallen wiederkehrende, sinnlich wahrnehmbare Naturerscheinungen, die Bewegungen der Himmelskörper, liefern uns erst die Grundlage, auf welcher der Zeitbegriff aufgebaut ist; ändern sich diese, so ändert sich auch unsere Zeit, würden diese verschwinden, so verschwände auch die Zeit. Das Wort „Zeit“ ist lediglich ein Ausdruck dafür, daß gewisse Ereignisse in gleichem Augenblicke, also gleichzeitig, andere früher, andere später als die gleichzeitigen eintreten.

In uns selbst ist der Zeitbegriff sehr schwankend, je nach unserer Gewöhnung und der Art und Dauer der uns betreffenden Ereignisse.

Mit verbundenen Augen und isolirt von den Geräuschen und Vorgängen des Tages, würde es uns in kürzester Frist schon äußerst schwierig werden, irgend welche Zeitangaben zu machen, falls nicht etwa das unabweisliche, in bestimmten Intervallen sich einstellende Nahrungsbedürfnis, dessen Regelmäßigkeit durch jahrelange Beobachtung sich uns eingeprägt, annähernd Auskunft erteilen würde.

Könnten wir dieses Hungergefühl unterdrücken, so würden wir dann sehr bald hinsichtlich der verstrichenen Zeit im Dunkeln tappen.

Bekanntlich können kurze Zeitspannen unter Umständen äußerst lang und lange kurz erscheinen, je nachdem das Interesse des Beobachters durch die sich abwickelnden Ereignisse mehr oder minder erregt wird.

Scheinbar z. B. umfassen die Jahre der Kindheit, wie sie sich unserem Gedächtnis in der Erinnerung einprägen, einen weit größeren Bruchtheil des Gesamtlebens, als sie nach der Anzahl der Jahre eigentlich dürften.

Dieses ist nun lediglich darauf zurückzuführen, daß das Leben des Kindes relativ ereignisreicher ist, als dasjenige Erwachsener. — Dem Kinde erscheint eben Alles und Alles neu und interessant,

selbst die an sich gleichgültigsten und unbedeutendsten Vorkommnisse.

Die tägliche Wiederholung vieler Ereignisse ruft dagegen bei dem Erwachsenen schließlich eine Gleichgültigkeit, eine gewisse Blässheit hervor, die dem Kinde fremd ist.

Er betrachtet die alltäglichen Vorkommnisse als kaum vorhanden, sein Leben wird ärmer und ärmer an Reizen; trotz oftmals sich einstellender Langeweile ist das Gesamtergebnis beim Rückblick ein scheinbar täglich schnellerer Lauf des Lebens, weil der Fixpunkte, bei denen die Erinnerung Halt macht, täglich weniger werden.

Andererseits können für unser Gefühl unter besonderen Umständen wenige Minuten oft Jahre repräsentiren, welcher eigenthümliche Fall sich nicht selten im Traume und bei Sterbenden, vorzugsweise bei Ertrinkenden einstellt, welche Letzteren, nachdem das Gefühl für die momentan sich abwickelnden Ereignisse geschwunden, große Episoden ihres Lebens, oft nahezu ihr ganzes Vorleben in meistens angenehmen Hallucinationen nochmals durchleben.

Eine große Anzahl vom Tode des Ertrinkens Geretteter haben über diese eigenartigen Sinnes-täuschungen berichtet.

Thatsächlich ist also auch die Zeit, gleich dem Raume an sich, ein Nichts, Eigenschaftsloses und als solches ohne Bewegung sowohl nach rückwärts wie nach vorwärts.

Es ist also auch nicht verwunderlich, daß sie für uns unbegreiflich, in roherer sowohl wie in höherer Auffassung erscheint. Da sie als Nichts eben keinerlei Eigenschaften, folglich auch keine Begrenzung besitzt, können wir, was zu einem Begreifen erforderlich wäre, selbige auch nicht ermitteln.

Resumiren wir also nochmals die einfachen Ergebnisse der Untersuchungen dieser Fragen, so gipfeln sie in folgenden Sätzen:

Raum und Zeit sind thatsächlich Nichts, daher ohne reale Eigenschaften, folglich auch grenzenlos. — Da das Nichts aber jeglichen Realbegriff ausschließt, so ergibt sich als höchst einfach und selbstverständlich die absolute Unbegreiflichkeit beider.

Der Stoff dagegen ist etwas Reales, Wirkliches, besitzt Eigenschaften und daher unabweislich auch Grenzen; täglich daher begreifen und erkennen wir ihn und seine Eigenschaften mehr und mehr; der Stoff, welchen wir sinnlich im Weltenraume wahrnehmen, ist daher ebenfalls begrenzt, also endlich hinsichtlich seiner Ausdehnung, jedoch endlos hinsichtlich der Dauer seines Daseins.

Derselbe repräsentirt daher unzweifelhaft eine ganz bestimmte Größe, mag dieselbe auch die gewaltigsten Werthe darstellen und daher für unser Begriffsvermögen unerfaßbar sein.

Die Annahme eines endlosen Stoffes ist aber eine durch nichts begründete, welcher Vernunft und Logik widerstreiten.



## Die Verjüngung der Städte.

Von Hans Hjarins.

Wir leben seit wenigen Jahrzehnten, zum Theil seit wenigen Jahren, in einer der interessantesten Umwandlungen, welche die Kulturgeschichte zu verzeichnen hat, und doch scheinen wir sie lange nicht klar genug zu erkennen. Daß unsere Städte sich vergrößern und vergrößern müssen, wissen wir; daß sie aber zugleich auch ihre Beschaffenheit wesentlich ändern und ändern müssen, dürfte uns nicht ohne Weiteres zum Bewußtsein kommen. Und doch sind die Aelteren unter uns oft genug in der Lage, ihre eigene Stadt heute beim Vergleich mit ehemals kaum mehr wieder zu erkennen, ja sogar die Stadt ihres Aufenthaltes zum größten Theil überhaupt nicht zu kennen.

Verschiedene Kulturstufen und geographische wie nationale Unterschiede haben bereits mannigfache Typen von Städten herausgebildet. Da war die



assyrische Stadt mit dem Hauptfaktor der königlichen Hofburg: eines Terrassenbaus, beginnend mit mehrfachen Ummanerungen, fortgesetzt durch die Residenz des Fürsten mit den vielgenannten „Pforten“, die alles das erregte, wofür sonst öffentliche Gebäude und dergleichen da sind; darüber noch die fürstlichen Privatpavillons und ganz oben das Grabmal des Stammherrn. Nach diesem Muster waren sowohl die großen Städte um jene Burg herum, als auch kleinere Burgen und Städte angelegt; jene wieder umgeben von mehrfachen Mauern, deren äußere den Fremdenverkehr mit seinen Kaufstellen zwischen sich faßten.

Einen ganz anderen Typus bildete die ägyptische Stadt. Was dort der König, das war hier die Gottheit; dem dortigen Hauptfaktor der Königsburg steht hier der des Wallfahrtsstempels gegenüber. Die erweiterten Wallfahrtsorte, als die sich die ägyptischen Städte entfaltet haben dürften, sind in der Hauptsache frei von jener assyrischen Konzentration auf den Aufenthalt des Despoten; das städtische Leben, dort monarchisch, entfaltet sich hier in einer aristokratischen Weise, die das ägyptische Wohnhaus zu einem Musterheim gemacht.

Aus diesen beiden Typen setzte sich zunächst der dritte für uns interessante Stadtypus zusammen, der griechische. Dem dynastischen Terrassenbau entspricht die griechische Akropolis; allein sie war keinem Despoten, sondern — abgesehen von ihrem Zweck des Schutzes — den Göttern gewidmet, in denen sich das Volk verherrlichte. Und dieses Volk umgibt seine Akropolis mit der ganzen reichen Welt seines demokratischen Waltens, mit jenen mannigfachen öffentlichen Bauten und Anlagen, neben denen das Privathaus sich namentlich in der älteren Zeit nur kümmerlich fristete. Die Stadt zugleich der Staat, die Griechen überwiegend ein Stadtvolk.

Seit dem Tode Alexander des Großen, besonders aber mit dem Ende des Alterthums, entwickelte sich aus diesem dritten ein vierter Typus, die spätantike Groß- und Weltstadt, wie sie uns namentlich durch das alte Rom vertreten ist. Ein großes Areal um-

faßte all das Runterbunt, das aus der ganzen damaligen Welt zusammengeströmt war. Weite Strecken, theils un bebaut, theils durch die mächtigen öffentlichen Bauten dem Privatwohnen entzogen. Eine deutliche Abstufung größerer und kleinerer Straßen, zumal in Rom. Wenige, aber reich gegliederte Wohnstätten der Wohlhabenden, und daneben ein echt modernes Zusammenpferchen der Massen.

Und nun kam mit dem Christenthum der fünfte Typus, gekennzeichnet durch die christliche Kirche. Sie erinnert an das römische Wohnhaus. Aber noch wirken weit zurückliegende Einflüsse nach: auf die Kirche der oströmischen Welt assyrische, auf die der weströmischen ägyptische. Dort der Zentralbau, hier der Langbau; dort die Konzentration im dynastischen Sinn, verkündet durch die Kuppel, hier die Einladung zur Wallfahrt durch die gastlichen Portale, durch die „Schiffe“ der Kirche und durch die Thürme.

Später entwickelte sich aus städtischen Niederlassungen um eine schützende Burg ein sechster Typus in unseren Städten des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, bis etwa ins 17. Jahrhundert, die wir zum Theil noch als Kerne der heutigen Städte vor uns haben. Nichts mehr von jenen Raumerschwendungen so vieler antiker Städte, nichts mehr von dynastischer Uebermacht, nur wenig mehr von dem einladenden Wallfahrtscharakter. Die Unsicherheit der Verhältnisse drängt alles Stadtleben aufs Engste zusammen, auf daß es geschützt sei durch die Mauern, und auf daß Mensch an Mensch, Haus an Haus Schutz finde. Die „geschlossenen“ Bauweise, eine Mitursache der damaligen Volkskrankheiten. Großbauten, wie namentlich die „Höfe“ des alten Wien, erleichtern den Zusammenschluß geistlicher und weltlicher Körperschaften und adeliger Geschlechter. Die Häuser mehr als heute auf ihr eigenes und gleichförmiges Leben angewiesen; die Straßen daher nicht wesentlich verschieden, vielmehr ziemlich einheitlich als „Wohnstraßen“ angelegt. Fürstliche Mittelpunkte sind wenigstens in späterer Zeit selten übermächtig; die Dome zahlreicher und allseits eng umschlossen. Das Leben im Uebergang vom Abeltigen

und Hörigen zum einfachen Bürger und Patrizier, für die Industrie reichen enge Räume aus; von Großstädten keine Spur, und ebensowenig von einem Ueberwiegen über das Land, ausgenommen die Begünstigung der Städte mit mannigfachen Freiheiten.

Wie sich seit damals unsere Kultur geistig und materiell wesentlich geändert hat, besonders im Verkehrsleben, brauchen wir hier nicht ins Einzelne zu verfolgen. Nur die Anpassung der Städte daran bedarf unserer Aufmerksamkeit. Diese Fortschritte waren in der Hauptsache ebensoviel neuer Inhalt, der in die Städte hineingestopft werden mußte. Man nahm die neuen Lasten auf sich, so gut es eben ging, änderte aber wenig an der Beschaffenheit der Grundlage, die solche Lasten tragen sollte. Zumal waren es die alten Befestigungswerke, zum Theil auch Zollschranken, die eine wesentliche Umgestaltung hinderten. Als äußerlicher Ersatz des Fehlenden gruppieren sich um die Stadt die sogenannten Vorstädte und Vororte. Im Innern herrschen noch immer unter den Bauweisen die geschlossenen und engräumigsten, unter den Straßen die Wohnstraßen, unter den Gefühlen und Charakteren der Bewohner die Gegensätzlichkeiten gegen das Land vor, und der Gegensatz zwischen Stadt und Land verschärft sich. Die Bevölkerung der größeren Städte wächst an Zahl in beängstigender Weise, sozusagen auf Zinseszinsen, und entwickelt in sich die bekannten Gegensätze unserer Zeit. Fürstliche Uebermacht klingt nur noch nach, am meisten in dem Schematisiren und Systematisiren der Bebauungspläne, das zuerst dem souveränen Willen einzelner Fürsten und später dem Nachfolger dieses Willens, dem Bureautisch, entspringt. So war unter dem Einfluß der erwähnten Fortschritte, aber nicht in ihrem rechten Sinn, die neuere Großstadt und Weltstadt mit ihren Wohnungsnothen und Wirthschaftsüberflüssen geworden, der siebente der von uns beschriebenen Typen. Er gehört so gut wie ganz dem neunzehnten Jahrhundert an, eingeschlossen die Abart der besonders dem achtzehnten Jahrhundert zu dankenden, sogenannten „künstlichen“ Städte. (Schluß folgt.)

— Aus dem Papierkorb der Zeit. —

Frühlingsidyll. (Zu unserem Bilde.) Nun ist der Frühling ins Land gezogen: der weiche Duft der Blüten liegt über der Erde und laue Winde wegen sich in Busch und Strauch. — Das ist die Zeit des Erwachens und ein Jubel von Glück und Hoffnung flattert durch die Seelen der Menschen; das ist die Zeit der Saat, die Zeit der Zukunft. Und Alles, was geworden ist, und Alles, was noch werden wird, war ein Geschenk des Frühlings. Und darum weg mit jedem Gram! Thränen sind Thränen und gehören den Todten. Hier aber jauchzt das Leben in neuen Farben und Tönen, das Leben in neuer Schönheit und Lust. — So etwa klingt das hohe Lied vom Frühling, das ewig alte und ewig junge. So haben es die emporstehenden Geschlechter der Vergangenheit gesungen, die Sklaven der Vorzeit, trotz Tyrannenhit und Tyrannendruck. So singen wir es, die Geschlechter der Gegenwart, und unsere Augen glänzen dem Morgenroth des Frühlings, des ewigen Menschenfrühlings entgegen, hinter dem keine Winterstürme mehr über den großen Frieden der Erde kommen werden. Und wie jener Friede, jener nur allzuferne Friede muthet uns das Idyll an. Es ist wie ein Augenblicksbild, auf welchem sich die älteste Vergangenheit mit der spätesten Zukunft vermählt. Das Glück des goldenen Zeitalters, wo Mensch und Natur noch Eins waren, jenes Zeitalter, von dem uns die alten Sagen berichten: goldene Zeit, die ohne Schranke und ohne Gesetz Treue und Gesetz behütete! — und das Glück der Zukunft, in der die Menschheit durch die Waffen des Geistes zur Natur zurückkehren wird, die sie einst im Kampfe mit den Gewalten der Finsterniß und Unnatur verloren hat. Aber über all dem Wandel der Jahrtausende und der Geschichte schwebt der Frühling mit seinem Frieden und seiner Pracht. Und wieder ist es ein Frühling geworden, wieder ist die Menschheit mit all ihrer Noth und all ihren Sorgen dem ewigen Frieden der Zukunft näher gekommen — um ein Jahr näher der fernsten, fernsten Zukunft.

Ein „ungehorsamer Kaiser“. Der in Frage stehende deutsche Kaiser ist Friedrich III., der am 14. August 1440 ein Landfriedensgesetz erließ, welches auch die heimlichen „Gerichte“ der Behme umfaßte. Er verschmähte es, selbst Freischöffe des weltlichen Behmengerichts zu werden, worin die Freigrafen eine Zurücksetzung und Beleidigung sahen; sie wußten ja auch, daß der Kaiser ihnen und

ihren Gerichten wenig günstig gesinnt war. Oft entzogen königliche Schreiber Angeklagte den Behmengerichten, wogegen man ihm das Recht bestritt, da er nicht Schöffe sei, sich in die Angelegenheiten der Gerichte zu mischen; ja, man erklärte, selbst der deutsche König sei gegen die Freigerichte nicht gesitt, und 1470 luden sogar die Freigrafen Dietrich von Dietmersheim, Heinrich Schmidt und Hermann Grote den Kaiser vor ihren Stuhl „zwischen den Pforten zu dem Wunnenberg“. In der Ladung hieß es, das Urtheil sei gefunden: „Eure Kaiserlichen Gnaden zu schreiben, sich noch zu bedenken die vorgenannte Sache noch abzustellen und machtlos zu sprechen und uns zu schreiben, mit diesem gegenwärtigen Voten, daß dieses geschehen sei; wo das nicht geschähe, Eure Kaiserlichen Gnaden zu verkündigen und zu wissen zu thun, auf einem gemeinen Gerichtstag die letzte Urtheil und Sentenz über Euer Leib und Ehre zu geben nach des Freistuhls Recht, als ob Ihr ein ungehorsamer Kaiser wäret, Gott und dem heiligen Reich mit Abziehung und Venehmung der Freiheiten, so von dem heiligen Pabst Leo und dem heiligen Kaiser Carolo M. dem heiligen Christenglauben zu Stärkung und zu Trost aller gläubigen Christenmenschen geweiht und bestätigt sind, daß weder weltlich noch geistlich Schwert dawider nicht schneiden noch thun kann. . . . So benennen und legen wir Eure Kaiserlichen Gnaden einen rechtlichen Gerichtstag auf Samstag nach St. Jörgentag. . . . Ihr kommet oder kommet nicht, so muß das Gericht seinen Gang haben, wie sich nach freien Stuhls Recht gebührt. Hierin wissen sich Eure Kaiserliche Gnaden zu richten, und rathen wir Eurer Kaiserlichen Gnaden getreulich, es nicht dazu kommen zu lassen.“ Der Ladungsbrief ward wirklich dem Kaiser nach Graz gesandt, der freilich das Kammergericht beauftragte, die Absender zu bestrafen; die aber walteten weiter ihres Freischöffenamtes späterhin noch, von anderer Seite gedekt.

Auffklärung — aller Uebel Quell!  
So heißt es auf mancher Stammburg.  
Natürlich, Prometheus, der arge Geißel,  
Ist schuld an dem Brande von Hamburg.  
Auf dem Boden liegen alle Gaben,  
Die den gemeinen Sinn beglücken;  
Was muß man thun, um sie zu haben? —  
Büden!  
M. Nordau.  
Für jede Dir gewordene Schicksalschuld  
Stehst Du in aller Unbeglückten Schuld.  
B. Paoll.



Auflösung des Silber-Räthfels in Nr. 15:  
Raum gedacht, wird der Luft ein End gemacht.

Schnitzel.  
Vox populi  
Volles Stimme, Gottes Stimme!  
Wahr ist Eines: Tauben Ohren  
Gehen beide meist verloren,  
Wenn sie donnern nicht im Grimme.  
v. Tschabuschk.

Nachdruck des Inhalts verboten!  
Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Döhr. 14, richten.